

"Wo es uns wohl ist, da ist unser Vaterland"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **49 (1945-1946)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

bequemen Stihütten Unterkunft und Verpflegung finden und sich mit Schleppseilbahnen mühelos in die Höhe hissen lassen, können sich kaum vorstellen, mit welchen Schwierigkeiten die Pioniere der langen Hölzer zu kämpfen hatten. Die Stier wurden entweder selber hergestellt oder paarweise aus Norwegen bezogen, und die Befestigung an den Schuhen war meistens recht primitiv. Da gab es noch keine Alpina- oder Kanda-har-Bindungen, und von Steigfellen, Stikanten und dergleichen war keine Rede. Der erste schweizerische Stifabrikant war der Glarner Melchior Jakober, der auf Veranlassung von Iselin zur serienweisen Herstellung von langen Hölzern schritt. Daß mit der seitherigen Entwicklung des Wintersportes auch die Preise für Sportartikel Schritt gehalten haben, läßt sich leider nicht bestreiten, kosteten doch damals erstklassige Eschenstier samt Bindung nur 20 Franken.

Auch die Stitechnik war lange Zeit recht primitiv. Der elegante, heute fast vergessene Telemark war der Stolz und das Geheimnis der großen Könnner, und vom Christiania, der heute die Abfahrtspisten beherrscht, wußte niemand etwas. Statt den heute üblichen zwei Stöcken benützte man nur einen Stock. Er diente bei steilern Abfahrten zum Stockreiten, indem man ihn zwischen die Beine nahm und sich darauf setzte.

Auch die Kleidung war anfänglich alles andere als zweckmäßig. Erst später gehörte es zum guten Ton, einen dunkelblauen Norweger-Anzug zu besitzen, wenn man ernst genommen werden wollte. Geradezu grotesk mutet uns die weibliche Stifkleidung von Anno dazumal an. Die Hosentracht, heute eine Selbstverständlichkeit, galt für eine anständige Frau als recht anstößig, und es dauerte lange, bis eingewurzelte Vorurteile verschwanden.

Dr. H. Müller

Winterbild

Hans Schütz

Wie die Schafe vor der Türe
ruhn die Hügel vor der Stadt,
eine Herde weißer Tiere,
träge hingestreckt und satt.

Rauch aus ragenden Kaminen
steigt vor ihnen steil empor,
wölbt zu einem seltsam kühnen
Diadukte Tor um Tor.

Während diese schwanke Brücke
einen hohen Himmel trägt,
sich in fahler Wolkenlücke
müde Sonne sterben legt...

„Wo es uns wohl ist, da ist unser Vaterland“

Eine seltsame Sentenz! Ist sie tatsächlich richtig? Denkt der Schweizer so? Sollte der Spruch nicht umgekehrt lauten: „Wo unser Vaterland ist, da soll es uns wohl sein?“

Der Mensch ist freilich immer versucht, dem lateinischen Wort „Ubi bene, ibi patria“ zu folgen, das heißt dorthin zu gehen, wo er glaubt, es werde ihm wöhlher sein. Niemand ist dieser Versuchung stärker unterworfen als unsere Bergbevölkerung, die das mühselige Leben im Bergdorf mit dem anscheinend bequemeren Dasein der Städter vergleicht. Doch muß die Entvölkerung

der Bergtäler mit allen Mitteln bekämpft werden, bildet sie doch für unser Land eine große Gefahr.

Wie bekämpft man die Entvölkerung der Berge? Dadurch, daß ein Teil jener Hilfsmittel und Kenntnisse in den Bergen verbreitet werden, die das Leben in Tal und Stadt erleichtern! Vor allem sind es Verbesserungen wirtschaftlicher Natur, die notwendig sind und große Geldmittel erfordern, hier Wildbachwehren, dort Waldstraßen und Brücken. Aber es muß auch für eine zweckmäßige Beschäftigung der Bergbevölkerung, vor

allem zur Winterszeit, gesorgt werden. Die jungen Burschen und Männer müssen wieder lernen, aus dem reichlich vorhandenen Holz ihre Gerätschaften selbst herzustellen. Die Frauen lernen wieder weben und flicken, Finken machen, Gemüse anbauen. So läßt sich, mit Fleiß und Umsicht, ein Wohlstand aus dem fargen Boden herausholen, zu dessen Aufblühen vor allem die Anleitung und das Werkzeug nötig ist. Ist man einmal so weit, dann verdient der Bergler auch den Winter über willkommenes Bargeld durch Heimarbeit.

Das sind ein paar von den Programmpunkten

der „Berghilfe“, der gesamtschweizerischen Organisation aller in den Bergen tätigen gemeinnützigen Werke. Die „Berghilfe“ hilft nicht mit Almosen, sondern sie will das Bergvolk im Geiste Pestalozzis ermutigen sich selbst zu helfen. Sie will mit den wirksamsten Mitteln jene Versuchung bekämpfen, die das Vaterland dort sucht, wo es einem besser gefällt und den Bergbewohnern eine Heimat schaffen helfen, wo sie auch existieren können. Dafür braucht sie große Geldsummen, die aufs beste angewandt werden. Postheft VIII 32 443, Zürich.

AUS DER WUNDERWELT DER NATUR

Goldgehalt und Entgoldung des Meerwassers

So groß auch der Schaden ist, welchen das Meer dem Menschen seit jeher schon zugefügt, man denke nur an die ungeheuren Verluste, welche Sturmfluten und Meereseinbrüche den davon betroffenen Gebieten gebracht haben, so unschätzbar groß sind auch die Vorteile, die er der salzigen Flut zu danken hat. Um nur zwei wichtige Gegebenheiten zu nennen: des Meeres unerschöpflicher Fischreichtum nährt Millionen von Menschen, und geradezu lebenswichtig sind die Salzlagerstätten, welche die Meere früherer Zeitepochen zurückgelassen haben, das dem Menschen so unentbehrliche Kochsalz und die Kali- und anderen Düngesalze, ohne welche die heute so intensiv betriebene Landwirtschaft mit ihren hohen Erträgen gar nicht denkbar wäre.

Dazu enthält das Meerwasser u. a. aber auch noch Brom, Jod und Fluor, Silizium, Arsen, Antimon, Wismut, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Zink, Kobalt, Nickel und Gold, und gerade sein Goldgehalt ist es, dem, wenn er auch schon seit langem bekannt, in neuerer Zeit das Interesse der Chemiker sich wieder zugewendet hat. Man hat sich dabei nun aber freilich nicht etwa vorzustellen, daß dieses Gold etwa „sichtbar“ wäre; es ist im Meerwasser vielmehr nur in einigen Tausendstel Gramm pro Kubikmeter enthalten, also in beinahe unvorstellbarer hundert- bis tausendmillionenfacher Verdünnung! Dennoch ergibt sich hinsichtlich des ungeheuren Volu-

mens, das von dem Wasser der Weltmeere eingenommen wird, ein geradezu unglaublich hoher Goldgehalt der Ozeane, und so schätzte denn schon der bekannte Mineraloge Klockmann, ausgehend von einem Goldgehalt von etwa 5 bis 11 mg (Milligramm) pro Tonne Meerwasser, den Goldgehalt der Ozeane auf mehrere tausend Millionen Tonnen (1 Tonne = 1000 kg)! Es sind aber auch exakte Bestimmungen bekannt: Wasserproben in der Nähe von Island und von der Ostküste Grönlands ergaben einen Goldgehalt von 2,3—8,5 mg und solche, die im Mittelmeer bei Monte Carlo und Lussingrande genommen wurden, einen solchen von 2—3 mg pro Kubikmeter Wasser. Ebenso wurde das Vorkommen von Goldspuren in den Mutterlaugen der Meeressaline von Rassen bei Marseille nachgewiesen. Andererseits aber, worauf wir noch zurückkommen werden, ergaben andere Wasserproben auch sozusagen negative Resultate, wie solche, welche vom südlichen Atlantik und aus der Bai von San Franzisko stammten, woraus im schroffsten Gegensatz zu der Meinung Klockmanns, geschlossen wurde, daß, wie der Chemiker Emil Baur ausführt, der diese ganze Materie in einer neueren und äußerst interessanten Arbeit in der Fachzeitschrift der Schweizerischen Chemischen Gesellschaft (*Helvetica Chimica Acta*, Band 25, 1942) behandelte und welcher wir hier folgen, „daß die Ozeane im großen ganzen gar nicht fühlbar goldführend seien und daß gele-